

Ballet.

Styze von R. Gollmer.

Die Welt der Ballett für den Laien immer etwas Anziehendes. Und zwar ist es nicht nur der auf der Bühne dargestellte Vorgang, der auf den Zuschauer einwirkt, theils erhebend, theils erheitend oder belehrend u. s. w., es waart sich mit diesen Gefühlen ein eigenthümlicher Reiz, das Technische der Sache zu ergründen. Wie wird der Feuerzauber erzeugt? Auf welche Weise kommen die Schwebbewegungen der Rheinländer zu Stande? Aber nicht das Entstehen eines Schauspielers oder einer Oper wollen wir studieren, sondern jenes, was man ein Ballet aufführt. Ballet — was ist ein Ballet? Die einfachste Erklärung ist wohl die: das Ballet ist ein ganzes Drama. Freilich sieht dem Ballet nicht der ganze Stoffreichtum des Schauspiels und der Oper zur Verfügung. Der Tanz als Kunstwerk kann nicht eigentlich eine abgeschlossene poetische Handlung im Sinne des Dramas, am allerwenigsten aber eine tragische Handlung darstellen, sondern er kann nur Gesühle, Reigungen und Situationen zu einer sinnlich wahrnehmbaren Handlung aufzuklären, deren Einheit dann mehr in der Einheit der Wahrnehmung und des Gefühls besteht. Zu dem Tanz, d. h. den Bewegungen der Füsse, tritt im Ballet als Hilfsmittel die Mimik, also der wechselläufige Ausdruck des Gesichtes, und entsprechende Gebärden der Arme und Hände. Gesand der Handlung eines Ballets werden daher meist idyllische, lyrische, komische und historische Stoffe sein. Die Anfänge des Ballets sind wie die des Dramas in den pantomimischen Darstellungen des klassischen Alterthums zu suchen. Das moderne Ballet entstand im 16. Jahrhundert an den italienischen Fürstentümern, von wo es durch Balletmeister, den Musikdirektor der Katharina von Medici, nach Frankreich eingeführt wurde, wo es bald zu hoher Blüthe gelangte. Noch heute unterscheidet man eine italienische und eine französische Schule.

Uns öffnet sich zur Bühne die kleine Thür an der Hinterfront des Theaters, welche die stolze und geheimnißvolle Erwartung herbeirufende Inschrift trägt: „Anfangs ist der Eintritt streng verboten.“ Die große Bühne ist noch leer, der Vorhang ist in die Höhe gezogen, davor glänzt der Raum, der am Abend das vollständige Ungeheuer Publikum aufnehmen soll, in schauerlicher Stille. Drei Herren treten zur Bewachung auf uns zu: der Dichter, der Componist und der Balletmeister. Diese drei haben die „geistige Arbeit“ hinter sich, es beginnt nun die „praktische“. Der Autor hat einen Stoff gefunden, ein Märchen mit den obligaten Feen, Rittern, Elfen und Gnommen, und hat ihn mit dem Componisten durchgesprochen. Dem Geist der Idee, und er machte sich sofort an's Werk. Er hat einen großen Solotanz für die Prima Ballerina angeordnet und ein arciotisches Pas de deux für dieselbe und den ersten Tänzer — Prinz und Prinzessin im Märchen. Er hat es verstanden, das Waldweibchen in seiner Wästel wiederzugeben, als die Elfen im Mondlicht ihren Reigen tanzen, und er wußte durch ein heiteres Scherz die Gnommen einzuführen. Nun kommt der Balletmeister als Dritter in den „hohen Rath“. Er ist begeistert für den Stoff, er sieht im Geiste schon die Gruppen, und nun beginnt seine Arbeit, und die ist seine Arbeit. Er hat sich einen feinen Plan gemacht. Alles von Tanzkunstfertigkeit, das sein Corps de Ballet leisten kann, will er einsetzen. Am Text, d. h. am Arrangement des Stoffs, und an der Musik ist schon manches geändert worden, und noch irgend ein Pas, irgend eine Variation einlesen zu können. Componist und Balletmeister haben wochenlang Tag für Tag zusammengeessen. Jeder Schritt auf der Bühne ist genau berechnet, jede Pirouette muß auf den Takt stimmen, — keine Note zu viel, kein Schritt zu wenig. Endlich „steht“ das Ballet. Die Proben beginnen.

Ein Glanzabend. Da kommen sie aus den Garderoben, die Balletstrassen. Welch bunte Gesellschaft! Von der kleinen neunjährigen Elwin bis zur — undsofort, ich nenne keine Namen! — bis zur fast angejahrten Tänzerin. Meistens — in den jüngeren und mittleren Jahrgängen — hübsche Gesichter, durchwegs auch gute Figuren. Die Diva der Oper hat das Gold in der Kehle, die Prima Ballerina in der Fußspitze.

Sinkt werden die Söhne der Bettinschule getrieben, — damit man auf der einen Seite festen Fuß fassen kann.

„So! Erstes Bild. Waldweibchen, Wondschlein! Offen! Meine Damen, das Schloß können Sie zu Hause besorgen, ich bitte mit hier Aufmerksamheit aus. Hier ist ein Sumpf, hier, wo ich den Kreisstrich ziehe, — da steigen nachher die Irrlichter auf. Das mit der Strich beobachtet wird! Herr Kavaliermeister, darf ich bitten?“ Eins, zwei, drei — eins, zwei, drei — halt! „Na, was heißt denn das? Das nennen Sie 'ne Altiude? Alles durcheinander! Es ist zum Rasenboden! Noch einmal! Alti! Eins, zwei, drei — eins, zwei — halt! — Sie da hinten! Sie stehen ja mitten im Sumpf! Die reinen Sumpfpflanzen!“ So geht es weiter. Endlich erscheint die Fee. Die noch eben so bewegten Massen der Elfen theilen sich, an beiden Seiten der Bühne Gruppen bildend, die Mitte des Sintergrundes nimmt die Fee ein. Ein schönes Bild — in der Theorie. In der Probe sieht es gräßlich aus. Von Gruppe zu Gruppe geht der Balletmeister. Hier steigt er einen Kumpf, dort richtet er einen Kopf.

Indianerpolizei in Canada.

Die canadische Regierung hat den Indianern gegenüber stets eine andere Politik verfolgt, als die Vereinigten Staaten. Recht wunderbarlich war schon zunächst die Anschauung unserer Regierung, daß man in den vielen Staaten, die „Poor Lo“ gegen die Wahrsichter führte und in denen er seinen wilden Trieben und seiner Zerstörungsgier die Fänge schiessen ließ, den Rothhäuten die Rechte einer kriegerischen Nation zuerkannte. Man wußte sehr wohl, daß der Indianer, wenn einmal die Besitze in ihm erpächt war, an Grausamkeit und Wüthigkeit Alles übertraf. Man wußte, daß jene Kriege in den meisten Fällen auf organisierte Raubzüge hinausliefen, in denen unerhörte Verbrechen an wehrlosen Ansehern und ihren Familien verübt wurden. Man wußte daher auch sehr genau, daß die feierlichen Verträge, welche man mit den Indianern schloß, gewöhnlich nur auf dem Papier standen, daß sie, kaum abgeschlossen, auch schon wieder gebrochen wurden. Diese Wortbrüchigkeit der Weißen reizte die Indianer zu immer neuen Feindseligkeiten, und namentlich waren es die schüchternen Indianeragenten, welche durch ihre schamlose und ganz offene Verleumdung der bestehenden Gesetze und Verträge die Regierung in Verwirrung brachten. Namentlich war es der Handel mit „Feuerwasser“ — streng verboten nach den Bundesgesetzen, welcher ganz ungeschont von den Indianeragenten unter den Rothhäuten betrieben wurde und der Sittenverderbnis und Corruption Lohr und Thür öffnete.

Man kann also kaum sagen, daß unsere Regierung mit der Lösung der Indianerfrage besonders Glück gehabt hat. Sie hätte sich an den Canadiern ein Beispiel nehmen können. Allerdings lagen hier die Verhältnisse nicht ganz gleich, aber kaum glücklicher, als in den Ver. Staaten. Lag hier, was in der Verleumdung zum Stehen und Kauben nicht so nahe, wie in den Ver. Staaten — die Bevölkerung und Urbarmachung Canadas machte nur langsame Fortschritte — so hatte die Verwaltung doch mit anderen unglücklichen Einsäusen zu kämpfen. Die Regierung wußte sehr wohl, daß die unsauberen Ele-



Indianerpolizei in Canada.

mente, welche sich unter den Indianern eingenistet und einen großen Einfluß ausübten, sich mit Macht jeder geordneten Verwaltung widersetzen. Diesen Wüthsaugern, welche die Indianer ausbeuteten und durch schlechten Schnaps zu allen möglichen Thorheiten und Verbrechen verleiteten, mußte zunächst der Garaus gemacht werden. In diese kritische Zeit fiel die Schaffung der besitzenden Indianerpolizei in Canada.

Es ist nicht zuviel gesagt, daß dieses kleine Corps — die Indianerpolizei — nicht faun dreihundert Köpfe — ein Gebiet, welches das Areal von Frankreich und Deutschland umfaßt, civilisirt und der Anziehung erschlossen hat. Wir meinen jenes fruchtbare Gebiet, das im Nordwesten sich von Manitoba aus bis in den gewaltigen Winnessee hinwärtig erstreckt. Diese Riesenaufgabe ist gelöst; binnen wenigen Jahren hat die Polizei, ohne viel Geräusch und Aufhebens zu machen, jenes Gebiet gesäubert. Wie Spreu vor dem Winde zerflog das leichtschwebende Schwindel und Wüthstiefenerfüller auf Nimmerwiedersehen, vielmehr um in den weiten Regionen Ostel Sams ihr Glück mit besserem Erfolge zu versuchen.



Indianerpolizei in Canada.

Aber gleichzeitig hatten sich die Pokaiten auch das Vertrauen der Indianer erworben. Ihr ruhiges und festes Auftreten imponirte der Rothhaut. Soldatische Stammheit und trappige Schritte in der Ausdrucksweise zeichnete den Polizisten aus, der meist aus den Reihen der englischen Kavallerie stammte und im Kolonialdienst aller Klimate und unter den verschiedensten meist halbivilidien Witterungen seine Erfahrungen gesammelt hatte. Die ihm angeworbenen Besätze führte er pünktlich aus; selten ließ er sich zu Verprechungen herbei, aber er gab gegebenen Wort frach er nie. Der Indianer füllte Achtung und Respekt vor den Leuten, welche namentlich nach den gemachten Erfahrungen mit den Schwindlern und Schelmenbanden, die nun zum Tempel eingewandert waren, sich fast zur Verachtung steigerten. Oft genug freilich hatte die britische Polizei einen schweren Stand, namentlich dann, wenn es zu Grenzkonflikten mit den tapferen Indianer Schutzbefohlenen des mächtigen Nachbarn kam. Denn oft ge-

Klaus Groth.

Oft, wenn ein großes nationales Gut gefährdet ist, steht gerade im entscheidenden Augenblick, im Volke ein Genius auf, der, von zwingendem Drange getrieben und mitunter sich seiner Sendung kaum dunkel bewußt, für dieses große Gut eintritt und allen, die da hören wollen, sagt, was auf dem Spiele steht. In den vierziger Jahren schlug an Deutschlands Nordgrenze der Däne immer auf's Neue drohend an den Herzschilb; nicht nur die politische Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande, noch ein anderes angestammtes Besitztum war für Schleswig-Holstein gefährdet: die altbewährte Muttersprache. Da, als hätte ein Gott ihn geweiht, rückte sich gerade in einer jener drohenden Provinzen, in der kleinen holländischen Landschaft Dithmarschen, ein schlächter Mann aus dem Volke zu einer nationalen That auf dem Gebiete der Sprache: unserem Deutschland wurde sein erster plattdeutscher Dichter neuer Zeit geschenkt: Klaus Groth. Einmal und krank schrieb der Mädchenjullehrer von Heide damals auf der Insel Fehmarn seine Gedichte im Dialekte der Dithmarschen, als wollte er sagen: „Seht, wie herrlich, wie reich und doch wie mannhaft die Sprache unserer Vater ist! Und die soll der „Danke“ uns nehmen?“



Der Dichter des „Quidborn“ ist ein Selbstmädman im vollsten Sinne des Wortes. Am 24. April 1819 in Heide, dem Hauptorte von Norddithmarschen, als Sohn eines Windmühlenselbstbesizers und Ackerwirths geboren, erlebte er seine Jugend in engen und beschränkten Verhältnissen. Sein Geburtsort, zur Zeit, da der Quidborn entkand, ein Marktstädtchen von fünf bis sechs hundert Einwohnern, unter denen der achte Mann ein Schuster war, konnte dem werdenden Poeten nur Anregungen kleinbürgerlicher Art bieten, und die so beschaffenen Reime, welche damals in sein empfindliches Gemüth gelangt wurden, sind in der That reichlich aufgegangen: sie haben ihn zum Jodelndichter gemacht.

Außerordentlich nützliche Dienste leistete die Polizei während des Baues der Nordsee Pacificbahn, welche zugleich auch der Ansehung und Einwanderung nach ungeahnte Ausflüsse eröffnete. Scharen von Gläubigern, Schiffhülfsunternehmern, Schwindlern und zweifelhaften Existenzen aller Art hatten sich eingefunden, in der sicheren Verleumdung zum Stehen und Kauben nicht so nahe, wie in den Ver. Staaten — die Bevölkerung und Urbarmachung Canadas machte nur langsame Fortschritte — so hatte die Verwaltung doch mit anderen unglücklichen Einsäusen zu kämpfen. Die Regierung wußte sehr wohl, daß die unsauberen Ele-

Gerade als er sich genügend vorbereitet fühlte, um zu seiner Ausbildung zum höheren Lehrfach die Universität Kiel zu besuchen, befahl ihm ein schweres Nervenleiden. Das zwang ihn, mit der Ausführung aller wissenschaftlichen Pläne zu brechen. Bei seinem Freunde Selle, dem späteren Componisten seiner Lieber, lebte er auf der Insel Fehmarn jahrelang der Wiederherstellung seiner Gesundheit, und hier, in der ererbenden Stille, bei Wellenrauschen und Möwenschrei, entfiel ihm zu einem guten Theil, wie bereits angedeutet, die Lieber des Quidborn, die seinen Namen zu hohen Ehren brachten. Lange blieb er unbekannt, aber endlich drang er doch beim großen Publikum durch. Das war im Jahr 1852, als die poetische Auserlese von Fehmarn unter dem Titel: „Quidborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten Dithmarscher Mundart“ erschien. Der neue Ton strahlte; die Liebe und Wärme des Gebotenen erwarb dem Dichter die Sympathien der Besten und Gelehrten — und das mit Recht! Denn in einer Sprache, die alle Herzenslaute des Dialekts wiederholt, schäufert er uns die bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse seiner Heimath. Hier entwirft er uns ein Bild aus dem Kleinleben, in dem er uns in feine empfundenen Jodeln Land und Leute von Dithmarschen mit dem Stiff des beruhigenden Genremalers zeichnet; dort reißt er uns eine weite Perspektive in Geschichte und Sage auf, indem er in ergreifenden Balladen seine redenshaften Altvordern, die Vorkämpfer und Begründer der Dithmarschenfreiheit, martig in die Erscheinung rückt. Aber diese eng umgrenzte und unschlossene kleine Welt aber alleht er jenseitig mit ernster und elegische Stimmungskolorit aus, das für den deutschen Norden so charakteristisch ist.

Das Groth neben dem Quidborn, von dem später (1870) ein zweiter Theil erschien, Schönes und Amütsliches geschaffen, kann hier des beschränkten Raumes wegen nur kurz registriert werden. So geniale es denn zu sagen: seine hochdeutschen Gedichte „Hundert Blätter“ (1854), seine „Vertellen“ (2 Theile 1856 bis 1860), seine Kinderreime „Vor de Goren“ (1858), seine „Hölle“, „Rothetermeister Lamp an sin Döchter“ (1862), seine „Fif mit Leber“ (1874), seine Erinnerungen „Mit sin Jungspatrabie“ (1876) — alle diese schönen und edlen Rundgebungen eines eigenartigen Dichtergeistes sind vollstein Blätter im Ehrenranze des holländischen Sängers, wiewohl sie sich nach Gehalt und Gestalt dem unvergleichlichen Quidborn nicht an die Seite gestellt werden können.

Klaus Groth, seit 1857 Privatdozent, seit 1866 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Kiel, ist der holländische Schriftsteller, der epische Hauptrepräsentant der neuen plattdeutschen Dichtung.

Recha: „Aron, wie findst Du mich in meinem neuen Schleier?“
Aron: „Gäng noch 'n Duzend über's Gesicht!“

— Rajerenhofblüthe. —
Unterschied (nachdem er: „Nicht! Euch“ kommandirt und kurz darauf bestimmt, daß die Front eine mehrfache gestimmte Linie bilde): „Was! Der soll eine grade Linie sein? Der sieht ja aus wie 'ne Ringelmatte, wenn sie Wadenkämpfe hat!“

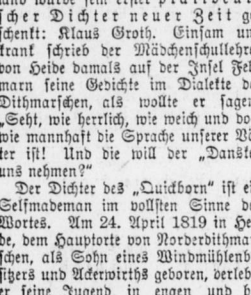
— Malitios. Anna: Nun, Wieso, hast Du den Varon gefragt, ob er über mich denkt und ob er mich nicht findet? — Lisbet: „Rein, Kennen, ich sprach den ganzen Abend nur ein paar Minuten mit ihm, und das war gerade, als Du sprachst. Da hielt ich's für besser, lieber nicht zu fragen!“

— Präcise Antwort. „Haben Sie etwas verloren, gnädige Fräulein?“ — „Ja, ich suche eine Nadel wie eine Stecknadel.“

Im Reiche der Mode.

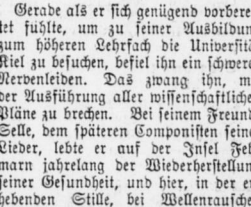
Für Besuche, Concerte und Theater dienen die eleganten Kleider, die wir in den ersten drei Illustrationen zur Anschauung bringen.

Das hübsche Kleid (Figur No. 1) besteht aus tarmelrothem Velvet, zu dem der silbergraue, flaumige Chinakilla des Besatzes und der silbergraue Atlas des gefalteten Gürtels und der Motteten einen überaus reizvollen Contrast bilden. Der Rod des Kleides ist allatt und nur hinten mit drei über einer Einlage von Wollhaarstoff gebildeten Kollfalten versehen. Den unteren Rand begrenzt ein schmaler Velvetstreifen. Auch die blusenartige Taille ist vorn und hinten in Falten gelegt, die hinten straff im Gürtel verschlungen, sich vorn jedoch mit leichtem Wulst über denselben legen. Der breite Stehkragen, sowie die Aufschläge der oben stark abwärts hängenden Ärmel bestehen aus Chinakilla.



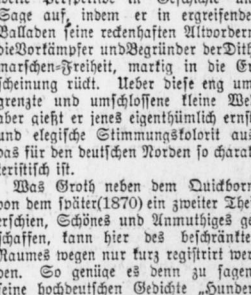
Costüm aus Velvet.

Zu Fig. 2 ist feingraues Tuch verwendet. Dem auf Seite gearbeiteten Rod sind an den Seiten zwei scharf geknöpft Falten eingefügt, die 1/3 Zoll abwärts vom Taillenschluß beginnen. Die obere Naht bedend und bis auf den Anfang der Falten hinabreichend, befinden sich 1 1/2 Zoll breite Tuchleisten, die mit großen Knöpfen aus Perlmutter und facettem Stahl geschnitten sind. Die vorn mit kurzer Schwebbe gearbeitete Taille hat hinten lange, breite Frachtschöße, die fithwärts ein paar scharf eingelegte, mit Knöpfen gehaltene Falten zeigen. Die Taille öffnet sich mit breiten, sich als Umlegekragen fortsetzenden Doppelrevers, von deren die oberen aus dunkler schattierter Sammet bestehen, für welche die etwas größeren Tuchrevers eine gleichmäßige Umrandung bilden. Der Einsatz und der Stehkragen bestehen aus stark gefalteter Seidengänge mit gleichen vollen Plottetten.



Kleid aus Tuch.

Von großer Eleganz ist das Kleid Fig. 3 aus laubendblauen, geflügeltem Tuch mit gleichfarbiger Sammettaile. Der durchbrochen gefügte Rod ist mit Seide unterlegt, wodurch sich eine gleichmäßig reliefartige matte Wulstung auf schimmerndem Grunde bildet. Der vorn und hinten im Schluß leicht eingezackte Taille liegt ein großer, sich vorn, wie ersichtlich, bis zum Taillenschluß fortsetzender Krage aus, der ebenfalls mit Seide unterlegt und mit kleinen Stahlpailletten behängt ist. Der Krage schließt ein Plastron aus gelblicher Seidengänge ein, das fithwärts mit gezogenen doppelten Rüschen begrenzt ist. Gürtel und Stehkragen bestehen aus rotha Sammet; letzteren schmücken gelbliche Gageretten. Der halsartige Bagenermel fällt über einen mit Silberpailletten behängten glatten Kermel.



Costüm aus Tuch mit Sammettaile.

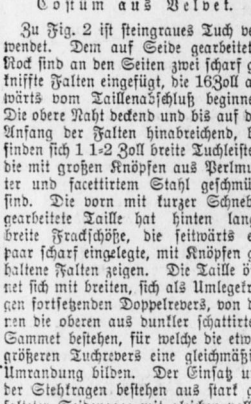
Ein Kleid, das auf beiden Seiten getragen werden kann, stellt die letzte Abbildung dar. Der verwendete Stoff erscheint auf der einen Seite dunkelblau, auf der andern dunkelblau und carrait. Alle Nähte sind etwa einen Drittel Zoll breit doppelt übereinander gesetzt und bilden so zugleich einen Schmuck des Kleides. Am Saume abt der überflüssige carrait Stoff dabei einen Beflag für die dunkelblaue Seite des Kleides, und mit diesem Streifen übereinstimmend ist auch der Rod aufgefärbt Modisigirt carrait. Die Abnäher des Rodes, der neuen plattdeutschen Dichtung.

Zweiseitiges Kleid.

Eine feste, zweiseitige Taille anzufertigen, würde nicht rathsam sein; es empfiehlt sich hierzu eine beliebige Bluse zu wählen. Dervollständigt wird das Kleid durch einen runden Stragen, der ebenfalls zweiseitig getragen werden kann. Die Pelserie ist mit Umlegekragen und einem apart umgelegten, gleichfalls umzuberehenden Capuchon gefertigt. Ein Täschchen aus dem Stoff des Kleides, in weiter Linsenform, wird mittelst dunkelblauer Banden zusammengezogen, mit Schließen beariert und dem Rod mit starkem Sicherheitshaseln am Gürtel angepaßt.



Das Webberfräschchen.



Milionen Donnerwedder!

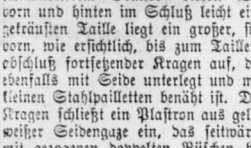
Ree! Das hab ich nich mehr aus; Ach! ich armes, grines Fräschchen! Es gefangen hier im Haus!

Draußen, an des Glases Rande, Schiedad domahig — nee wie dumm! — Mich ze ärgern, das is sicher! Eine fedde Flitzge 'rum.



Wär' ich frei — mid enem „Wubs“ dia“

Woll' ich diese Freche gragen; Na! das wodd' ich, holde Lär'in Mit Dir um ä duzend Fliegen!



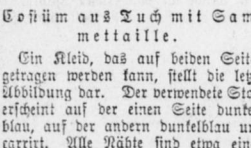
Falsch verstanden.

Tourist: „Sonderbar! Alle Gelehrsamdenner haben blaue Augen.“
Hülfer: „Ja, haben's denn bei Jhna ' Haus loa Kirchwitz?“



Passendes Wetter.

Dame: „Hu, welch' schneidiger Wind!“
Lieutenant: „Selbstverständlich — wo Lieutenant draußen!“



Spröde.

Und sprödes lag, nach heissem Mäh'n, Ihr sprödes Geiz mir offen, — Da hab' ich — zu meinem Schrecken 'rin All' meine Freunde getroffen!

— Vorsichtig. Frau (zu dem ohnmächtigen Gatten): „Schlage nur um's Himmels Willen Deine lieben Augen wieder auf, guter Paul, ich will Dir ja alles thun zu liebe in der Welt. Er: (noch mit geschlossenen Augen): „Darf ich von jetzt ab drei Mal ausgehen in der Woche?“